



Abend:

Zeitung.

60.

Sonnabend, am 10. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hett.)

Schneemann's Braut.

Die Jungfrau'n spielten am Waldes-Rand,
und warfen sich neckend mit Schnee.
Und flogen gleitend dann Hand in Hand
dahin auf dem eisglatten See.

Da schufen sie scherzend auch einen Mann,
aus bildsamem Schnee gebaut;
und Eine erkohren die andern dann
zu Schneemanns rothiger Braut.

Holt rasch den Priester! so ruft die Braut,
sonst schmilzt wohl mein Buhle dahin.
Da nehmt den Ring hin! nun schnell mich getraut;
früh freien bringt immer Gewinn!

Da holt die Eine das Kreuz zu Haus,
verkleidet als Priester sie kommt;
und alle führen im Scherz nun aus,
was bei einer Trauung sich frommt!

Und wie sie zu Ende sind mit dem Scherz,
wer sagt, was da gräßlich geschah! —
Es starrete wohl jedem das bange Herz,
der das Entsetzliche sah!

Der Schneemann erwächst zum Riesen empor,
bekleidet mit weitem Gewand!
Aus den Augen sprühen Funken hervor,
er schreitet vom Platz, wo er stand!

„Komm' Braut,“ so ruft er mit hohlem Ton,
„Komm' an Deines Bräutigams Brust!“
und erreicht hat er die Fliehende schon,
die kaum sich noch Lebens bewußt.

Und drückt an's Herz sie, den Priester zugleich,
umgiebt sie mit seinem Gewand. —
Drauf schreitet zurück er, steht todt und bleich
auf dem Platz, wo früher er stand!

Die Andern entfliehen, zu Hülfe eilt
viel Volk aus der Nähe herbei;
mit Art und Schaufel, und unverweilt
schlägt man den Schneemann entzwei.

Doch von den zwei Jungfrau'n keine Spur
zeigt sich dem suchenden Blick. —
Es blieb von Allem das Kreuzlein nur,
umleuchtet vom Mondlicht, zurück!

E. Lasseck.

Zweite Liebe.

(Fortsetzung.)

Es dürfte Zeit seyn, den Leser etwas zurück in die
Vergangenheit zu führen. — Ottokars Eltern schlum-
merten schon den ewigen Schlaf, als er kaum, die däm-
mernde Ferne der Kindheit hinter sich, zum Gefühl sei-
ner selbst erwacht war. Jung, reizbar und unerfahren
trat er in die Welt, von anscheinend glänzenden Verhält-
nissen zu Erwartungen berechtigt, die zwar durch seine
vornehme Geburt, doch keineswegs durch die Mittel, sie
geltend zu machen, unterstützt wurden, denn des jungen
Freiherrn Vater hatte zu glänzend gelebt, um dem Sohne
mehr als ein tief verschuldetes Gut, das Stammhaus
seiner Ahnen, zu hinterlassen, und in spätern Jahren
sich rücksichtslos der unseligen Leidenschaft des Spiels hin-
gegeben. — Doch was fragt der glückliche Leichtsinn der

Jugend nach Folgen und Berechnungen — nach der Prosa des Lebens, dem Resultate späterer, bitterer Erfahrungen! — Die Kränze des Ruhms, der Lorbeer des Dichters, des Künstlers oder Gelehrten schwebten schon früh vor der lebhaften Phantasie des Knaben, — sie winkten ihm am Thore einer morgenrothen Zukunft, die, so wähnte der feurige, für das Gute und Schöne glühend empfindende Jüngling, ihm selbst bei dem Mangel äußerer Glücksgüter, nicht fehlen konnten. — Er neigte sich dem Studium der Naturwissenschaften zu, ohne der Beschäftigung mit schönwissenschaftlichen Gegenständen, die er immer mit Liebe gepflegt, zu entsagen. — Er fand zahllose Freunde, man schloß sich gern dem ewig heitern, lebensfrohen Jüngling an, der mit dem Wenigen, was er besaß, doch verschwenderisch freigebig und gutmüthig war, und in überwallendem Jugendfeuer sich der ganzen Welt, wie viel mehr den Gleichgesinnten mittheilte. — Ein Kreis junger, lebhafter Männer versammelte sich bald um den Unerfahrenen, ihn in die Mysterien eines zwanglosen Lebensgenusses und freie, oft vielleicht freigeisterische Anschauung der Welt und ihrer Verhältnisse einzuweihen — ein unverwüßlicher Humor und übersprudelnde, regellose Genialität charakterisirten den Geist dieser Zusammenkünfte — es war das glückliche Alter, die fröhliche, nie wiederkehrende Zeit, wo der inwohnende, reiche Quell geistiger Ueberlegenheit in üppiger Ausdehnung überschäumt — die ungebundenste Freiheit von der hergebrachten Sitte gleichsam sanktionirt erscheint — die Zeit des akademischen Studiums. — Ottokar genoß sie in vollen Zügen, doch ohne durch wilde Orgien das Gefühl für die sittliche Tendenz des Lebens abzustumpfen, was seiner jenseits dieser bunten Mosaik des Burschenthums harrte. — Da sah er ein Mädchen — eine Göttin — so erschien ihm Helene, die Tochter eines Professors, an bestrickendem Reiz und gewinnender Liebenswürdigkeit der griechischen Namenschwester ähnlich, und um ihren Besitz hätte er mit einer Welt in die Schranken treten mögen. — Der junge, kaum zwanzigjährige Freiherr war das Ideal eines blühend schönen Jünglings, Helene konnte ihn nicht übersehen und begann bald, seine Huldigungen mit Wohlgefallen anzunehmen — jetzt kam Poesie in das früher wüßt geniale Treiben — er zog sich unmerklich von dem tollen Kreise etwas zurück, man belächelte den Thoren, bespöttelte den blöden Schäfer, der stundenlang um einen Blick der von der ganzen Männerwelt längst gefeierten Schönen buhlen konnte; — der Kühne, so gewandte als furchtbar sichere Schläger brachte einige der ärgsten Spötter durch die Gewalt der Waffen zum Schweigen und für alle andre Anmerkungen und

Verstöße blieb er fortan taub, — nur Helene sah, — fühlte — dachte er — ihr galten seine Seufzer, seine liebeathmenden Verse, in denen er seine Bluth ausströmte, selig, wenn er erfuhr, ihr Auge habe wohlgefällig darauf verweilt. — Aber nur durch Blicke hatte er bis jetzt eine leise Hoffnung in seine Seele gezogen — doch endlich — endlich kam der ersehnte Moment, wo sie ihm, entzückend und entzückt, an das Herz sank, ewige Liebe gelobend — wer schildert die Seligkeit des Trunkenen! er hätte das Weltall jauchzend an seine Brust schließen mögen. —

Das Geheimniß ist für die Glücklichen — er schwieg über den neu geschlossenen Bund, aber die in seinem Innern vorgegangene Veränderung mochte ihn dennoch verrathen haben, denn er bemerkte, daß Rudolf, ein Kamerad, den er wegen seines düstern, abgeschlossenen Wesens früher fast übersehen, später aber in sittlicher Beziehung vorzüglich achten gelernt hatte, ihn oft mit sichtlichem Antheil, ja fast mitleidig betrachtete, wenn er zuweilen bis spät nach Mitternacht noch unter den Fenstern der Geliebten auf und abging, in zärtlichen Versen ihre Engelsreinheit und Unschuld feierte, eine ihr entfallene welcke Blume oder Schleife einem Talisman gleich auf dem Herzen trug, und was der Schwärmereien mehr waren, in denen sich die jugendliche Liebe gefällt. — Einst warf Rudolf sogar mit sichtlicher Beziehung hin: „es giebt nichts Schrecklicheres, als einen Blinden am Rande des Abgrunds tappen sehen und ihn nicht warnen zu dürfen“ — im Taumel seines Glücks hatte Ottokar die Bemerkung kaum gehört und wieder vergessen, doch als jener sie öfter und nur mit geringen Modificationen wiederholte, endlich einmal, ihn ernst anblickend sogar hinzufügte: „wenn des Mannes Liebe nicht unter der Regide seiner Ehre steht, wird sie zum Scorpion, die dieser den Lebensfaden giftig zernagt“ — drängte sich ihm plötzlich der Gedanke auf, Rudolf müsse etwas wissen, was ihn nahe angehe — und so fragte er ihn eines Tages geradezu, was ihn zu dieser und mancher ähnlichen mysteriösen Aeußerung veranlasse — er verlange die Wahrheit.

„Du hast nichts zu verlangen,“ entgegnete jener kaltblütig, „einer ungestümen Forderung würde ich nicht genügen — doch Du bist ein reines, unverdorbenes Gemüth, bist einer der Bessern — standest Du mir gleich früher nie näher, habe ich Dich doch längst als einen solchen erkannt — Du dauerst mich — Du liebst und wirst betrogen — ungefragt mochte ich es Dir nicht sagen — mich nicht aufdringen —“

„Betrogen — von wem? — ich will Wahrheit,“ fuhr Eichenström auf.

„Gernach,“ erwiderte Rudolf, „dem Bittenden Males, aber in diesem Tone trogt man mir kein Wort ab.“
(Fortsetzung folgt.)

Die gespenstische Nonne.

(Fortsetzung.)

Der Baron fand Veranlassung, noch eine Zeit lang auf dem Schlosse zu verweilen; es waren rechtliche Verhältnisse zu ordnen, welche die weibliche Verwaltung etwas in Verfall hatte gerathen lassen. Der Arzt setzte seine Besuche fort, indem der Baron immer noch kränkelte und von mancherlei kleinen Leiden heimgesucht wurde. — Während seines Aufenthalts auf dem Schlosse beschäftigte sich der Arzt häufig damit, alte Urkunden in dem Archive aufzusüßern; er schloß sich oft halbe Tage lang in die alterthümlichen Zimmer ein, und handthierte zwischen staubigen, vergelbten Aktenspinden. —

Der Baron hatte sich eines Abends früher zur Ruhe begeben, weil ihn ein plötzlicher Schwindel befallen, als der Arzt noch in der Mitternacht an seine Thüre kam und dringend Einlaß begehrte. Der Baron kleidete sich an, und öffnete die Thüre. Der Arzt trat, mit dem Ausdrücke des höchsten Erstaunens und der Freude im Antlitze, in das Zimmer, hielt ein zerknittertes, gelbes Papier in der Hand und rief aus:

„Triumph! Freund! das Räthsel ist gelöst! — Hier halte ich einen Schatz in Händen, welcher auf einmal das hellste Licht über alle Nachtseiten der Naturwissenschaften verbreitet; die gespenstische Nonne hat ihren Exorzismus gefunden, und mit Gottes Hilfe werden wir sie bannen!“

Der Baron zitterte vor Erwartung und war fast sprachlos geworden. Der Arzt schellte heftig nach Licht; dann zog er den Baron mit sich aus dem Zimmer nach der Gallerie, welche auf der einen Seite die freie Aussicht über die, vom Monde erhellte Landschaft eröffnete, und wo erquickende Lüfte über die säuselnden Wipfel der Bäume wehten. Es wurde ein Tisch und Stühle herbeigebracht; der Arzt setzte sich dem Baron gegenüber, und begann, während er sich den Schweiß von der Stirne wischte:

„Ich hatte mir heute Abend aus dem Archive Königs Stammtafel der sächsischen Geschlechter mitgenommen, und stieß hier auf die Erzählung einer Geistererscheinung, welche mich im höchsten Grade interessirte. — Eine vornehme Dame hat nämlich öfters die Erscheinung einer Nonne, welche verlangt, daß die Dame einen Schatz hebe, welchen die Nonne bei Lebzeiten vergraben

hat. Die Dame weigert sich des; die Nonne wird dringender, fleht, weint und droht zuletzt. — Die Dame fragt ihren Beichtiger um Rath; dieser verbietet ihr aber durchaus, sich mit dem Gespenst einzulassen. — Nun verläßt das Gespenst die Dame nicht mehr, es schläft bei ihr, es begleitet sie auf allen Spaziergängen, sitzt mit ihr zu Tische, steigt mit ihr in die Chaise und hockt, wenn sie im Schlitten ausgefahren wird, hinten auf dem Schlitten. Zuletzt nimmt das Gespenst die gräulichsten Gestalten an, kneipt die Zosen der Dame braun und blau, und treibt überhaupt die ausgelassensten und unvernünftigsten Streiche. Ich las die Geschichte mit steigendem Interesse.“ —

„Ich habe sie in meiner Jugend mit gleichem Interesse gelesen,“ fiel der Baron dem Arzt in das Wort!

„Sie erinnerte mich zu sehr an die Erscheinungen, welche hier auf dem Schlosse statt hatten,“ fuhr der Arzt fort, „und als ich so über die Sache nachdenke und das Buch dabei vor mir auf dem Bette liegen habe, fällt mir solches herab auf die Erde; ich bücke mich darnach; ein Papier ist aus dem Buche herausgefallen; ich hebe es auf, lese es und — nun hören Sie den Inhalt; staunen Sie und freuen Sie sich; denn der Arzt, welcher die Ursache eines Uebels kennt, findet oftmals die Mittel wie solches geheilt werden kann!“

Der Arzt entfaltete das zerknitterte Papier und las:

„Wie soll ich die große Schuld abwälzen, die ich begangen habe? — Wird ein Geständniß mich erleichtern? — Es sey! — Ich schiebe die Ursache der leichtsinnigen Handlung auf das Buch zurück, welches zunächst alles Unglück über die Familie hereinbrachte! — Ich kann es nicht länger mehr ansehen, wie die Tochter meiner verstorbenen Freundin und deren Kinder von einer krankhaften Erscheinung verfolgt werden, deren Ursache dieß Buch und mein Leichtsinns ist! — Gott verleihe mir Kraft, und führe meine altersschwachen zitternden Hände, damit ich das niederschreiben kann, was die Lippe auszusprechen immer sich weigern wird!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Die Unterscheidung Lessings zwischen „Gedanken in Worte kleiden“ und „Gedanken zu Worten suchen“ ist eine Taufe in Feuer und Geist, wodurch viele Kindlein, die auf Kanzel und Lehrstuhl das Licht der Welt erblicken, ihren ehrlichen Familiennamen erhalten.

H. S.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Mitte Februar 1838.

Das spanische Museum.

Das ganze Leben der drei letzten Jahrhunderte Spaniens bewegte sich in einem religiösen Element, alle Manifestationen desselben standen im Dienste der Kirche; so auch die Kunst und namentlich die Malerei. Der bei Weitem größte Theil der Gemälde des spanischen Museums hat ein religiöses Sujet, von dem einfältigen Mönch, der seinen Rosenkranz betet, bis zur Darstellung der tiefsten Mysterien des Christenthums, der Versinnlichung der unbefleckten Empfängniß Mariä oder der heiligen Dreieinigkeit. Der Zahl nach den zweiten Rang nehmen die historischen Portraits ein, meistens Bilder der Könige und Heerführer Spaniens; Landschaften zählt die Sammlung nur vier oder fünf, mythologische Stücke etwa eben so viele und, zur Ehre der spanischen Malerei oder des Geschmacks des Baron Taylor, höchstens eine gleiche Zahl von Frucht- und Blumenstücken. In Hinsicht der Gegenstände entspricht also die Sammlung durchaus der Idee, welche über spanische Kunst auch der haben kann und haben muß, welcher die Erzeugnisse derselben nicht kennt. Anders ist es mit der Auffassung und Behandlung dieser Gegenstände. Spanien das Land der glühendsten Phantasie, Spanien die Heimath von Leidenschaften und Idealen, für welche nur die Sprache seiner Poesie Worte hat, Spanien berechtigt zu andern Erwartungen von den Werken seiner Farbendichter, als das Museum befriedigt. Wir sehen mit Befremden, daß sinnliche Auffassungsweise und naturtreue Darstellung das Wesen der spanischen Malerei ausmachen. Der betende Märtyrer, über dessen Haupte der Engel mit der Palme schwebt, ist ein Neophyt mit robustem Glauben und fanatischer Resignation, aber auf seine Stirn ist nicht das Siegel der Verkörperung gedrückt, und seine Lippen sprechen kein: Vater vergieb ihnen! Maria ist das milde, sinnige Weib, die glückliche Mutter, die holdverschämte Jungfrau, welche die wunderbare Wollust des mit der Demuth ringenden und doch mit ihr versöhnten Stolzes empfindet, aber der Himmel, der christliche Himmel wohnt nicht in ihrem sanften Auge, und ihren Busen schwellen irdische Gefühle. Die Unfähigkeit der spanischen Maler, sich über das Menschliche zu erheben, wird am Auffallendsten durch die vielen, in der Sammlung befindlichen Christusbilder bewährt. In ihnen erkennen wir den Menschenfreund, den Weisen, den Tugendhaften, den Gottergebenen, aber nie den Gesandten des Himmels, den Träger der Schicksale des ganzen Menschengeschlechts, den Gottessohn. So ist der allgemeine Charakter dieser Malereien. Welcher Ursache ein so merkwürdiger Gegensatz zwischen spanischer Malerei und Poesie, diese wahrhafte Anomalie des spanischen Geistes, zuzuschreiben sey, ob sie in dem Einflusse der niederländischen Schule auf die Entwicklung der spanischen Kunst, oder in welchen anderen Umständen sie liege, das zu untersuchen überlasse ich Andern; es genügt mir, die Thatsache hervorgehoben zu haben. Ich werde jetzt von einigen der Stücke, welche die öffentliche Aufmerksamkeit am Meisten auf sich gezogen haben, oder welche meinem persönlichen Urtheile vorzüglich verdienstvoll erscheinen, einzeln und in der Reihenfolge sprechen, in welchem sie der Zufall meinem Gedächtniß vorführt.

„Bileams Esel.“ Unter diesem Namen ist die Darstellung der bekannten biblischen Scene von Alonso Cano im Cataloge verzeichnet. Die kräftige stattliche Figur des Propheten scheint seinen grauen Bart Lügen zu strafen. Jörnig reißt er mit der Linken den Saum seines armen Thieres zur Seite, während er die Rechte zu einem brutalen

Faustschlage erhebt. Stellung und Geberdenspiel sind von sprechender Wahrheit. Der Esel des Propheten ist eine Mitleid erregende Erscheinung. Wir sehen sein Scheuen und die innere Anstrengung, mit welcher er den Fersenhieben des Reiters widersteht. Dazu kommt ein auffallendes Mißverhältniß der körperlichen Dimension zwischen ihm und dem Bileam. Zöge dieser seine Füße nicht in die Höhe, so würden sie auf die Erde stoßen; seine muskulöse Gestalt erdrückt das unglückliche Thier, und ohne die Autorität der Bibel könnten wir fast glauben, daß nicht der Engel mit dem blanken Schwerdt, sondern ganz einfach die Ermattung seine langsamen Schritte angehalten habe. Der Engel fehlt auch auf dem Bilde nicht, er steht vielmehr in sehr derber Leibhaftigkeit da; das drohende Schwerdt führt er in der Hand wie ein Bravo seinen Dolch, und seine Stellung ist ein wenig renommistischer gegenüber dem erschrockenen Eseln. Ob eine boshafte Intention den Pinsel des Malers geführt, als er den Engel, welcher für Bileam noch unsichtbar ist, so breit vor die Augen des Zuschauers stellte, werde ich mich wohl hüten zu untersuchen.

Eine „Magdalene“ von demselben Meister, Nr. 21 des Catalogs. Ein melancholisches Bild! Die Büßerin ist sitzend dargestellt. Auf den Knien hält sie ein Buch, über welches ihr erlöschner Blick hinwegstarrt. Das blaue Gewand ist ihr von der Schulter gefallen, und ihr blondes Haar hängt dünn um den magern Nacken und die abgewelkte Brust. Sie ist noch jung, aber Reue und Gram haben schon die letzte Spur ihrer vorigen Fülle und Schönheit verwischt. Ich habe manche Magdalene gesehen, die mit allen Attributen der Bekehrung, des Grames und der Entschagung ausgestattet war, aber immer blieb ich zweifelhaft über die eigentliche Natur ihres Seelenschmerzes, immer sagte ich mir: sie ist noch nicht ganz, sie ist noch nicht auf immer für des Lebens unheilige aber menschliche Freuden verloren. Hier ist es anders. Auf dieser eingesunkenen Stirn wird nie wieder ein froher Gedanke leuchten, diese hohlen Augen werden nie wieder jugendlich glänzen; sie sind geröthet, vielleicht von Nachtwachen, aber gewiß nicht von Thränen, denn sie haben längst zu weinen verlernt. Cano's Magdalene ist ein unheimliches Bild.

Der heilige Augustinus in Hippo von Murillo, Nr. 169. Der heilige Augustin ging eines Tages in Gedanken über die Mysterien des Christenthums versunken am Strande des Meeres spazieren, als er ein Kind erblickte, das ein Loch in den Sand gegraben hatte, in welches es mit einer Muschel Wasser aus dem Meere schöpfte. Auf die Frage des Heiligen, was es da mache, erwiderte das Kind, es sey beschäftigt, das ganze Meer in dieses Loch zu schöpfen. St. Augustin versetzte lächelnd, daß dieß unmöglich sey. Nicht so unmöglich, erwiderte der Engel (denn man merkt, daß wir mit einem solchen zu thun haben), als es dir seyn wird, das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit zu ergründen, übes welches du eben grübelst. Das Gemälde Murillo's, welches diesen Gegenstand behandelt, hat vielen Beifall gefunden, aber ich kann mir keine Rechenschaft darüber geben, wodurch es denselben verdient. Die Gruppe ist sehr einfach. Das Kind, in welchem den Engel zu verkennen verzeihlich für den heiligen Mann ist, blickt zu St. Augustin mit ziemlich verdusteter Miene auf, ganz wie ein Bube, den man über irgend einem Unfuge ertappt; der Heilige, im Bischofskostüm, mit der Tiara und dem langen Hirtenstabe, sieht mit ausdruckslosem Gesichte zu dem Engel hinab. Er hört eben die Antwort des Kindes, aber man weiß nicht, ob die erste oder die zweite; dieser Annahme widerspricht die Verlegenheit des Engels, jener das Amtsgesicht des Bischofs.

(Beschluß folgt.)